

Wenn Blinde ein Konzert sehen

Live-Audiodeskription heisst das Zauberwort. Wie man sich das vorstellen kann, und wo die Schweizer Kulturszene noch aufholen muss.

Aylin Erol

Lange reden die Menschen im Publikum wild durcheinander, laufen umher, setzen sich, stehen wieder auf. Doch dann legt sich plötzlich eine angespannte Stille über den Saal, die kurz darauf von begeistertem Applaus durchbrochen wird. Was passiert hier gerade? Lange fragen müssen sich das Menschen mit einer Sehbehinderung an den Stanser Musiktagen nicht.

Das Konzert der peruanischen Künstlerin Susana Baca wird für sie via App auf dem Handy oder eines iPods, welche die Organisatorinnen vor Konzertbeginn an Interessierte übergeben, live audiodeskriptiv übersetzt. Es verstreicht kaum eine Sekunde des Anfangsapplauses, bis sie von einer ruhigen Frauenstimme über ihre Kopfhörer aufgeklärt werden: «Susana Baca betritt die Bühne. Die Band nimmt hinter ihren Instrumenten Platz.»

Das erste Lied erklingt. Susana Bacas Gesang ertönt erstmals, erfüllt den Saal mit seiner Kraft. Die Stimme aus den Kopfhörern wartet bis zu einem reinen Instrumentalteil des Liedes. Dann sagt sie: «Susana Baca trägt ein weisses, wehendes Kleid. Sie wiegt sich von links nach rechts... reckt die Arme gegen den Himmel, formt einen Kreis.» Wer nichts sieht, kann sich nun vorstellen, was auf der Bühne vonstatten geht. Zeichnet im Kopf ein Bild, das mit jedem Satz genauer wird.

Mehr als nur eine Live-Beschreibung

Audiodeskriptionen an Konzerten gibt es in der Schweiz zwar schon seit ein paar Jahren, etwa beim Luzerner Sinfonieorchester. Das Konzert von Susana Baca an den Stanser Musiktagen war aber eines der ersten in der Schweiz, an dem live übersetzt wurde. Das bedeutet: Durchgehende Begleitung und Beschreibung des Bühnengeschehens.

«Bei den meisten anderen Konzerten werden einfach vor-



Wird die Musik laut, ist die Übersetzerin der Live-Deskription leider eher schlecht zu verstehen.

Bild: Fotolia

«Menschen mit Behinderungen haben ein Recht, an Kultur teilzunehmen.»



Paola Pitton
Fachstelle Kultur inklusiv
von Pro Infirmis

gängig und im Nachgang Informationen zum Konzert wiedergegeben», sagt Michael Vogt. Seine Organisation «Audio Description Network» hat die Live-Audiodeskription in Stans umgesetzt. Lange haben sie sich darauf vorbereitet. Sie recherchierten Hintergrundinformationen zur Musik, sprachen mit der Künstlerin, schrieben ein Skript. Der Grund: Michael Vogt möchte den Zuhörenden mehr bieten als reine Live-Beschreibung des Geschehens. Das klingt dann etwa so: «Bacas Lieder handeln häufig von einer Reise. Eine Reise, die...» An der Umsetzung haperte es an den Stanser Musiktagen teilweise noch. Ertönt die Musik laut und kraftvoll, ist die Stimme der Übersetzerin kaum noch zu hören. Sie selbst kann das wohl nur schwer beurteilen. Sie sitzt in einem Nebenraum vor einem Mikrophon, verfolgt

das Konzert über den Bildschirm.

Inklusion soll Freude an der Kunst schaffen

Michael Vogt hat selbst seit zwanzig Jahren eine Sehbehinderung. Er ist überzeugt, dass es Angebote wie diese braucht. Denn: «Wenn man weiss, was auf der Bühne passiert und was die Künstlerin beispielsweise mit einem Lied aussagen will, bleibt einem das Erlebte auch viel besser in Erinnerung. Das macht Vorfremde auf ein nächstes Mal.»

Paola Pitton, Mediensprecherin der Fachstelle Kultur inklusiv von Pro Infirmis, freut dieser Punkt besonders: «Denn gerade Menschen mit Behinderungen haben häufig weniger Anteil an der Gesellschaft.» Viele machten die Erfahrung, dass Kulturangebote für sie nicht zugänglich seien. Insbesondere jene, die in Behinderteninsti-

tutionen lebten, hätten im Alltag wenig Kontakt zu Menschen ohne Behinderungen. Pitton glaubt, dass Kultur das zu ändern vermag. «Sie kann ein Ort der Begegnung für Menschen mit und ohne Behinderungen sein.»

Die Fachstelle Kultur inklusiv bietet nicht nur Beratungen an, sondern vernetzt auch Kulturinstitutionen und Menschen mit Behinderungen. Und Museen, Theater, Orchester und Co. können für ihre Angebote das Label «Kultur inklusiv» von ihnen erhalten. Die Bedingungen: Sie müssen Menschen mit Behinderungen in ihren Angeboten mitdenken und einbeziehen. Das Aargauer Kunsthaus hat das Label etwa, aber auch das Museum Tinguely in Basel, das Kunsthaus Zug, das Tanzhaus Zürich, das Locarno Film Festival; und eben die Stanser Musiktage.

«Inklusion zu gewährleisten, bedeutet manchmal einen Mehraufwand, der sich auf den ersten Blick vielleicht nicht zu lohnen scheint», gibt Pitton zu und nennt als Beispiel eine Vernissage, die extra in Gebärdensprache übersetzt wird, an der jedoch keine einzige gehörlose Person teilnimmt. Löhnen sich in solchen Fällen inklusive Angebote? Kurzfristig nicht, sagt auch Pitton. Doch langfristig eben schon. «Kulturinstitutionen können nicht erwarten, dass Menschen, die aufgrund ihrer Behinderung jahrelang von der Kultur ausgeschlossen waren, nun plötzlich auftauchen.» Diese Entwicklung brauche auch aufseiten des Publikums mit Behinderungen Zeit. «Am Ende sind inklusive Angebote zudem kein «nice to have», nein, Menschen mit Behinderungen haben ein Recht darauf, an Kultur teilzunehmen», unterstreicht Pitton und verweist auf die UN-Behindertenrechtskonvention, welche die Schweiz 2014 unterzeichnete.

Kulturinstitutionen wollen Vorreiter sein

Angebote für ein Publikum mit Behinderungen werden in der Schweiz also immer häufiger. Das begrüsst Pitton. Inklusion hört für die Fachstelle an diesem Punkt jedoch nicht auf. Sie wünscht sich auch, dass eines Tages auf und hinter den Bühnen Menschen mit Behinderung selbstverständlich vertreten sind. Dies wäre eine Entwicklung, die der ganzen Gesellschaft zugute komme, ist Pitton überzeugt. Denn: Je mehr sich die Gesellschaft durchmische und die Fähigkeiten aller nutze, desto weiter könne sie sich allgemein entwickeln.

Dies ist gemäss Pitton mit ein Grund, der viele Kulturinstitutionen davon überzeugte, sich für Inklusion einzusetzen. «Kultur will ja auch Vorreiter sein. Das können sie auf diese Weise.» Die Stanser Musiktage waren mit ihrer Live-Audiodeskription für Menschen mit Sehbehinderungen so ein Vorreiter.

Abwasser, Abwasser, wie krank bin ich?

Künftig sollen Kläranlagen die Gesundheit überwachen.

Das Abwasser enthält alle Spuren unseres Lebens. Inzwischen ist das Abwassermonitoring beim Coronavirus ein wichtiges Instrument, um weitere Krankheitswellen verfolgen zu können. Zum Beispiel zeigen die Kläranlagen in Zürich, Altenrhein SG, Lugano und Chur gerade, wie eine Welle, die ihren Höhepunkt Mitte März hatte, am Abklingen ist. In Genf folgte ein kleiner Peak dagegen erst im April, und in Laupen BE war die Welle sehr flach.

Gestern hat das Parlament entschieden, das Abwassermonitoring und die Gensequenzierung der Erreger auch ausserhalb einer Pandemie zu unter-

halten. Während 2022 zeitweise über hundert Kläranlagen an der Überwachung von Corona beteiligt waren, sind es aktuell 48. Laut der Kommission für Soziale Sicherheit und Gesundheit SGK, welche das Postulat eingereicht hatte, könnte mit 20 bis 30 Kläranlagen bereits die Gesundheit von mehr als der Hälfte der Bevölkerung verfolgt werden.

Auch chemische Verunreinigungen oder Antibiotika sind im Abwasser messbar. Neu gemessen werden bereits RS-Viren und die Grippetypen A und B. Während die ersten beiden seit März kaum noch messbar sind, klingt die Influenza-B-Welle erst jetzt deutlich ab. (kus)

Die Spezialisten sterben aus

Nicht nur unser Kulturland wird immer einheitlicher – auch die Insekten, die dort leben.

Forschende aus Europa, Amerika und Australien haben im Fachjournal «Biology Letters» auf ein immer grösser werdendes Problem aufmerksam gemacht: Die Anzahl der Insekten, aber auch die Insektenarten nehmen ab und werden dabei immer einheitlicher. «So wie sich Landschaften im Landwirtschaftsland ähnlicher werden, gleichen sich auch die Insektengemeinschaften an», sagt Martin Gossner, Mitherausgeber der Sonderausgabe der Eidgenössischen Forschungsanstalt WSL, in einer Mitteilung.

Der Hauptgrund ist die intensive Landnutzung. Durch die weltweite Mobilität und die steigenden Temperaturen breiten

sich aber auch immer mehr fremde Arten aus und bedrängen die einheimischen. Dies gelingt den invasiven Arten speziell in Gebieten mit geschädigtem Ökosystem.

«Vor allem die Spezialisten unter den Insekten sterben aus», sagt Florian Menzel von der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Es verschwinden jene Arten, die für den einen Lebensraum typisch sind. Doch fehlen beispielsweise bestimmte Hummeln, nehmen auch Pflanzen ab, die zur Bestäubung auf diese Hummelart angewiesen sind. Gleichzeitig steht weniger Nahrung für insektenfressende Tiere zur Verfügung. Der

Rückgang der Insekten hängt deshalb auch mit dem Rückgang gewisser Vögel zusammen.

Gossner vom WSL sagt, nun müsse gehandelt werden: «Es



Mit den Hummeln verschwinden auch Pflanzen. Bild: Getty

gilt, die Landschaften aufzuwerten und wieder mehr Vielfalt in die Lebensräume zu bringen.» Im Wald brauche es mehr Strukturen wie Totholz, alte Bäume mit Unterschlupfen und Bereiche mit viel Licht sowie generell mehr Vielseitigkeit in der Landschaft. Im Landwirtschaftsland seien Hecken und Gehölze ein zentrales Element für die Vielfalt von Insekten.

Schutzgebiete sollen zudem miteinander verbunden werden, nur so können Arten von einem Lebensraum zum anderen wandern, um auch aus zu heiss gewordenen Gebieten in höher oder nördlicher gelegene Regionen zu gelangen. (kus)